



Beats, Schweiß und Tränen

Barfuß, in Lederhosen,
bekannt in Clubs
und Bierzelten in Sibirien,
Los Angeles
und Oberaudorf: Im
vergangenen Jahrzehnt
hat La Brass Banda rund
1000 Konzerte gespielt.

Text
GABRIELA HERPELL
und LORENZ WAGNER

Fotos
JULIAN BAUMANN und
PHILIPP HIRTENLEHNER

Die bayerische Band La Brass Banda ist für ihre Live-Auftritte berühmt. Die Corona-Pandemie verändert nicht nur das Leben solcher Musiker radikal, sondern auch all der Menschen hinter der Bühne: Techniker, Fahrer, Managerin. Manche lösen jetzt ihre Altersvorsorge auf – und manche finden selbst noch die Kraft, anderen in Not zu helfen



Er sitzt im Regen, auf einem Plastikstuhl vorm Edeka in Forstern. Langer Flachbau an der Staatsstraße, davor ein großer Parkplatz, drum herum braune Februarwiesen. Sepp Kellner, 55, kleiner Mann mit breiten Schultern, schwarze Bomberjacke, Kunstpelzkragen, die Baseballmütze verkehrt auf dem Kopf.

Eigentlich arbeitet Kellner nicht vor Supermärkten, sondern in Konzerthallen. 36 Jahre ist er im Geschäft, ein Rocker, sagt er von sich, die Leute in der Branche nennen ihn eine Legende, er zieht sein Handy aus der Tasche und zeigt Fotos, mit David Bowie, mit Michael Jackson.

Er schützt sie, Sicherheit ist sein Handwerk. Einsatzleiter der Security. Wann er einschreitet? »Körperlich? Gar nicht. Ich kann das alles mit dem Mund machen.« Mal ist er für die Band da: Abschirmen. Mal wacht er über das Publikum: schauen, dass da nix passiert.

Er tourte mit den Toten Hosen, mit den Ärzten, »ich bin gern unterwegs, das ist die Sahne auf dem Eis«, doch in den vergangenen Jahren ist er fast nur mit La Brass Banda getourt, derzeit Bayerns größten Stars, seit einem Jahrzehnt oben in den Charts. Vor der Pandemie füllten sie locker die Münchner Olympiahalle, sie werden in Sibirien, in Australien, auf Hawaii im Radio gespielt, nach 700 Konzerten – selbst im berühmten »Whisky a Go Go« in Los Angeles waren sie – haben Band-Chroniker 2015 aufgehört zu zählen. Und

Auch als Maskenkontrolleur vorm Edeka bleibt der Security-Mann Sepp Kellner der Rockerkluft in Schwarz treu.



mit der Band reisen bis zu zwanzig Leute, Technik, Licht, Ton, Kamera, ein Tourleiter, ein Koch, ein Busfahrer, eben auch Sepp Kellner. »Die sind so viel unterwegs«, sagt er, »da schafft man keine andere Band mehr.« Also arbeitete Kellner auch für lokale Veranstalter in München, ab und zu wollte er ja mal zu Hause schlafen.

Zu Hause schlafen, das kann er nun. Sein letztes Konzert sicherte er am 11. März 2020, in der Muffathalle in München: ein kleiner, gemütlicher Heimatjob für das Jazzensemble Moka Efti Orchestra. 600 Gäste hatten Karten gekauft, es kamen 450. Die erste Sorge vor dem Virus.

Da schüttelte Kellner noch den Kopf. Diese Angsthasen! Und Desinfektionsspender mussten sie aufstellen. »Ich fand das irre. Wir haben sie fotografiert und uns drüber lustig gemacht.«

Weitere Spender musste er seitdem nicht mehr aufstellen. Die Konzerte: verschoben, verschoben, verschoben, erst vergingen ein paar Wochen, dann ein paar Monate, nun ein Jahr an diesem Februartag 2021, an dem Kellner mit schwarzer FFP2-Maske im Gesicht die Kundinnen und Kunden daran erinnert, auch eine zu tragen. Er grüßt sie alle, in derbem Bairisch, die Leute lachen.

Den Supermarkt macht Sepp Kellner nebenher. Er hat das Glück, dass er, eher eine Ausnahme in der Kultur- und Veranstaltungsbranche, nicht selbstständig ist, sondern bei der Firma Showsec angestellt, also in Kurzarbeit. Der Supermarktjob bringt ein wenig zusätzliches Geld. Und durchbricht das Nichtstun. »Das macht mich verrückt.« Lieber im Regen sitzen.

Er kann sofort zwanzig gute Bekannte aufzählen, die kein Kurzarbeitergeld bekommen. »Zahlen 800 Euro Krankenversicherung, bekommen 400 vom Staat, wie sollen die das schaffen?« Er denkt viel darüber

nach: Was ist ihre Perspektive, auch seine?

»Bis Sommer halte ich noch durch.« Geht es dann nicht weiter, verabschiedet er sich von den Konzerten. Und er wäre raus aus der Branche, die wie wenige durch die Pandemie verwüstet wurde.

Die Kultur- und Kreativwirtschaft: 258790 Unternehmen, fast 1,8 Millionen Erwerbstätige, 174 Milliarden Euro Jahresumsatz – laut einem Papier des Bundesministeriums für Wirtschaft ist sie hinter dem Automobilgeschäft Deutschlands wichtigste Branche.

Umsatzverlust Konzertveranstalter: 98 Prozent. Umsatzverlust Darstellende Künste: 85 Prozent. Musikmarkt: 54 Prozent. Kunstmarkt: 51 Prozent. Filmwirtschaft: 48 Prozent.

Es ist ein Desaster, das diese Branche erleidet, seit Sepp Kellner vor einem Jahr seine lustigen Handyfotos machte. Clubs, Theater, Konzerthäuser. Schauspieler, Musikerinnen, Veranstalter. Und ihre Abertausend Helferinnen und Helfer. Was richtet das bei ihnen an? Wie verändert sich ihre Welt? Wie ihre Produkte, die ja seltsame Produkte sind: Spaß, Gefühle, Gedanken, Entspannung. Eine Produktkategorie, die für die politischen Entscheider – Umsatzzahlen hin oder her – keine Systemrelevanz besitzt. Nach der sich die Menschen aber sehnen wie seit Jahrzehnten nicht. Live, das pure Leben. Und wenige Vertreter dieser Branche stehen so sehr für Live wie eben La Brass Banda mit ihrem kleinen Stab. Ein Mikrokosmos, und zugleich Abbild dieser ganz eigenen Branchenwelt.

In Jeans und Janker läuft Stefan Dettl am Chiemsee entlang, fast zwei Stunden lang wird er erzählen, Lustiges, Trauriges, Ärgerliches, aber egal, welches Gefühl seinen Satz gerade färbt, er unterbricht ihn, um jeden

Spaziergänger zu grüßen, der ihm entgegenkommt. »Servus.« Er ist Sänger, Gesicht und Star der siebenköpfigen Band. Und tut alles, um nicht als solcher aufzutreten.

Wie das Leben für ihn ist?

Nun, er hat viel im Haus gearbeitet, hat Notenblätter editiert, und er hat über die vergangenen zwölf Jahre nachgedacht, auf Tour, sagt er, fehle dafür ja die Zeit, und er habe gespürt: »Eine brutale Dankbarkeit. Dass wir das machen dürfen.« Musik. Er setzt damit einen Ton, den auch die anderen aus der Band setzen werden: Sie jammern nicht. Oder wenig.

Erst mal begegnen sie dem Desaster mit Solidarität. Haben zwei, drei Videos erstellt, die sie sonst nicht gemacht hätten. »Schaust du halt, dass du alle involvierst, die Techniker, Kamera«, sagt Dettl.

Dann begegnen sie dem Desaster mit Gelassenheit: »Als Selbstständige sind alle, die mit uns arbeiten, halt auch selbstständig, sehr erwachsen.«

Dann mit Fleiß: »Stefan, unser Hauptmischer, macht Instandhaltungsjobs, der Monitor-Mischer arbeitet bei der Tafel, alle sind findig und fleißig. Für die war klar: Hey, wir sind Arbeiter, und jetzt geht's los.«

Und mit Haltung: Einer sitzt im Gesundheitsamt an der Telefon-Hotline, zwei helfen ehrenamtlich bei der Münchner Tafel, über alle weiß Dettl Bescheid, Busfahrer, Koch, Sekretärinnen, Booker, alle mit eigener Geschichte, eigenen Sorgen, die Glücklicheren wie Kellner in Kurzarbeit, andere dabei, ihre Altersvorsorge aufzulösen oder sich zu verschulden. Dettl weiß auch, wie weit er selbst von diesen finanziellen Sorgen entfernt ist, der Bandleader und Komponist mit seinem Erfolg der vergangenen Jahre im Rücken, seinem Bauernhof im Chiemgau, und so schweigt er erst mal auf die Frage, ob er sich als Künstler

Am liebsten

spielt La

Brass Banda

im Bierzelt.

Sieben

Musiker,

barfuß und in

Lederhosen

verraten oder verlassen fühlt in diesen Zeiten, wie Helge Schneider oder Till Brönner, die ihre Stimmen erhoben haben, weil ihre Branche seit vielen Monaten quasi Berufsverbot hat, aber wenig Hilfe erfährt. »Jeder, der wirklich krasses Leid zum Klagen hat, muss es publik machen«, sagt Dettl schließlich, »ganz, ganz laut. Bei mir wäre es aber heuchlerisch, finde ich. Es ist richtig, dass Leute aufstehen, für die Kultur kämpfen. Ich unterstütze das, bin voll dabei, aber ich selbst kann das nicht so laut, weil ich dankbar bin für die letzten Jahre.«

Und Dettl beginnt, über etwas anderes zu sprechen, den Zauber der Konzerte, dem Leben auf Tour, über das, was ihm, dem Privilegierten, genommen wurde: Live – das Leben. Er will nur, dass es irgendwann weitergeht. Wie ein Junge freut er

sich darauf. »Selbst wenn die Konzerte ganz klein werden, ist das völlig okay.«

Auf einem älteren Konzert, das man sich auf Youtube ansehen kann, hebt Stefan Dettl nach dem ersten Stück die Hände, bittet um Ruhe und sagt: »Ich erklär ganz kurz die Regeln. Also, wir spiel'n unsere Trompeten«, er lässt seine Hände wild durch die Luft fliegen, »und springen umeinander, weil unserer Meinung nach Musik vom Körper kommen muss«, er fasst sich an die Brust und reißt die Hände hoch, als würde er sich das Herz rausreißen, »also, man muss raus-singen, rausschreien, und nach dem Konzert muss man eigentlich sagen, leck, bin ich fertig. Also wenn ihr Lust habt, steht's bitt' schön auf und tanzt und schreit's und singt's und führt's euch auf. Das macht am meisten Spaß.«

Am liebsten spielt La Brass Banda im Bierzelt. Sieben Musiker, barfuß und in knielangen Lederhosen, Bass, Schlagzeug, drei Trompeten, Posaune, Tuba. Nähe, Hitze, Schweiß und Bier.

»Wir sind Musiker geworden, weil wir live Musik spielen wollen«, sagte Dettl damals auf der Bühne, das Gleiche sagt er nun am Chiemsee. Es ist das, was viele draußen nicht wissen, selbst wenige der Politikerinnen und Politiker, die ihnen zumindest helfen wollen. Es geht nicht allein um Geld, es geht um mehr, für die Band, ihre Entourage und das Publikum. »Das ist wichtig fürs Miteinander, für die Gesellschaft«, sagt Dettl. »Aber es hat keine Relevanz, siehst du auch im Sponsoring, lieber noch mal den FC Bayern gesponsert als ein Jugendheim oder junge Musik.«

Wie Dettl finanziell durchhalten kann, ohne Konzerte? Auch bei ihm geht es ja irgendwann an die Substanz.

»Die Fragestellung ist so typisch deutsch«, antwortet er. »Bei uns sagt man: Ja, jetzt dürft's die Hallen nicht mehr spielen, was macht ihr? – Dann spielen wir in kleinen Clubs. – Ja, jetzt dürft ihr in den Clubs nicht spielen, was macht ihr dann? – Spielen wir auf der Straße. – Wie? Du kannst doch nicht ... In Frankreich ist Straßenmusik ganz normal, ein anerkannter Beruf. Du verdienst Geld und kriegst eine staatliche Förderung, wenn du ein gewisses Pensum erreicht hast.«

Wer Kreative in der Pandemie stützen will, sollte ihr Denken verstehen, ihre Arbeit, ihre wahren Sorgen. Und trifft gar nicht mal so selten auf Leute, die nicht viel erwarten und gerne helfen.

München-Neuperlach. Zwei Tage vor Heiligabend 2020. Benedikt Kreckl ist ein sonniger junger Mann, der gar nicht anders kann als lächeln, dicker Pulli, Baseballmütze, seit einem Jahrzehnt der Mann für das Monitoring: die Kopfhörer oder Bühnenlautsprecher, aus denen sich die Musiker selbst hören. Von ihm sagt die Band, er könne die Musiker »lesen«. Versagt er, versagt die Band, es ist, als würde man blind fliegen. Monitoring braucht gerade kaum jemand, in guten Monaten hat Kreckl damit jetzt zwei Tage Arbeit. Und so trägt er dienstags orangefarbene Gummihandschuhe und eine Schürze mit Blümchen drauf. Er hebt die Kisten aus den Lieferwagen, verteilt Gurken, Champignons, Zucchini, Spinat.

»Für eine Person, für zwei oder für drei?«, fragt er die Menschen, die in der Schlange stehen. Und er mahnt: »Denken Sie an den Abstand.« Und wünscht: »Frohe Weihnachten.«

Die Münchner Tafel. Hilfsbedürftige Musikerinnen und Musiker kommen auch, etwa ein Springer der Münchner Philharmoniker, einer der Musiker, die nicht zum festen Ensemble gehören, aber so gut sind, also internationale Klasse, dass sie bei Konzerten dazugebucht wurden. Künstlerinnen, Künstler, Kreative kommen zur Tafel,



That
FOOD

um zu nehmen – manche aber auch, um zu geben.

Die Tafel hatte sich an Schülerinnen, Schüler und Studierende gewandt. »Während der Zeit, wo Schulen, Kitas, Unis und Hochschulen geschlossen haben, hoffen wir, dass ihr eure ›zwangsfreie‹ Zeit dazu nutzt, uns tatkräftig unter die Arme zu greifen und etwas Gutes für die bedürftigen Mitmenschen dieser Stadt zu tun. (...) Helfen macht glücklich!« Student ist Kreckl nicht, aber gern glücklich. Ebenso Aaron Kiss, La Brass Bandas Mann fürs Licht, Lighting-Operator und System Technician, wie es auf seinem Profil im Berufsportal LinkedIn heißt. Er regiert am Lichtpult im FOH, Front of House, ohne ihn bleibt die Bühne schwarz. Bei der Tafel misst er bei den Wartenden Fieber. Diese Dienstage, sagen Kreckl und Kiss, lindern auch ihr Leid, ihren Gefühlshunger. »Man sieht Leute und quatscht und kommt endlich mal wieder in Bewegung.« Fast wie auf Tour. Zufallsbegegnungen.

Die Arbeit von Aaron Kiss in der Schlange ist weniger beliebt als die am Stand. Und Arbeit mit Obst ist beliebter als mit schnöden Zwiebeln oder Kartoffeln. Säcke für eine, zwei oder drei Personen vorgepackt.

»Die beiden sind ein Glück für uns«, sagt eine Verantwortliche der Tafel. Kiss und Kreckl schauen zufrieden: »Die Leute sind extrem dankbar und nett.«

Und wer hilft ihnen so?

»Das Kerngeschäft war komplett tot, sodass man alle Rücklagen aufbrauchen musste«, erzählt Kreckl. »Wir sehen alle ein, dass Großveranstaltungen nicht gehen. Aber wir bekommen kaum Hilfe und keine Perspektive.«

Jochen Sydlik hat für seine mobile Küche in den roten Kisten eine Feuerwehrgarage gemietet. Von dort aus ist er schnell auf den Veranstaltungsorten im Großraum Frankfurt.

»Wir sehen alle ein, dass Großveranstaltungen nicht gehen«, sagt Benedikt Kreckl. »Aber wir bekommen keine Perspektive«

Im Herbst hatte er einen Job auf einer internen BMW-Veranstaltung, aber eigentlich füllt die Musik 90 Prozent seines Arbeitslebens, zwei Drittel davon machen La Brass Banda aus. Ein freies Leben. Aber Freiheit kann kalt sein. Selbstständige haben höhere Fixkosten als Festangestellte, viele bestreiten allein Krankenversicherung und Altersvorsorge, Kurzarbeit kennen sie nicht, nur Hartz IV. Aber das gilt nicht für Benedikt Kreckl, er ist verheiratet. Die Frau ist festangestellt, er ist einer der Privilegierten unter denen, die hinten runterfallen. Aber in München genügt ein Gehalt eher selten. Kreckl hat also seine Altersvor-

sorge aufgebraucht, seine Zukunft verhökert. Er ist jung genug, um wieder neu zu starten. Die unzähligen Älteren, die vor dem Gang zum Amt diese Vorsorge auflösen, haben diese Chance nicht. Beste Voraussetzung, um im Alter selbst in dieser Schlange zu stehen. Eine, zwei, oder drei Portionen?

Im Oktober, als auch dank Leuten wie Schneider und Brönner die Kritik lauter wurde, trat Bayerns Ministerpräsident Markus Söder vor die Presse und versprach den Kulturschaffenden Hilfen: »Etwas, was nicht funktioniert«, sagte er, »muss man verbessern. Das tun wir. Darum machen wir einen Neustart.« Er verwies auf den Bund, der Unternehmern in der Veranstaltungsbranche demnächst mit einem »fiktiven Unternehmerlohn« helfen wolle. Bis dahin gehe Bayern »auf jeden Fall voraus«. Rückfrage des *SZ-Magazins* im Dezember 2020, wie weit das Vorausgehen denn vorangekommen sei. »Wir arbeiten dran«, hieß es aus der Pressestelle im Ministerium. Seit Februar 2021 können schließlich Anträge gestellt werden.

Im November 2020, zum Start des zweiten Lockdowns, schienen die Verantwortlichen erstmals verstanden zu haben, dass es einer Po-saunistin oder einem Zauberer am Monitoring viel zu wenig hilft, wenn sie ihre ohnehin geringen Betriebskosten erstattet bekommen, sie versprachen den Künstlerinnen und Künstlern einen echten Ausgleich. Aber schaute man auf die Diskussionen im Land, die sich daraus entspannen, sah man nur, dass die Kreativen und die meisten restlichen

Bei der Tafel in München arbeitet der Tonmann Benedikt Kreckl im Team mit einem ebenso beschäftigungslosen Lufthansa-Piloten.



Deutschen auf verschiedenen Planeten leben. Bezeichnend war eine Debatte bei Anne Will, wo neben dem Kanzleramtsminister Helge Braun und der Physikerin Viola Priesemann der Trompeter Till Brönner saß.

Brönner wiederholte, was er in einem vielfach geteilten Facebook-Post geäußert hatte. Dass er auf keinen Fall gegen den Lockdown spreche, der Schutz der Menschen stehe über allem. Aber es mache ihn wütend, dass andere Branchen Hilfen bekommen und seine Tour-Mitarbeiter Arbeitslosengeld II beantragen sollen. In Deutschland leben 83 Millionen Menschen, hatte er auf Facebook vorgerechnet: »Die Hauptsteuerlast liegt jedoch nur bei 16,5 Millionen Menschen, 1,5 Millionen davon sind wir. Wir liegen damit auf Platz 2 der Beschäftigungszahlen. Und bis heute gibt es kein funktionierendes Hilfsprogramm, das dieser Tatsache ernsthaft Rechnung trüge.«

Helge Braun hörte sich die Klagen über das Los der Künstler und Soloselbstständigen an und antwortete verständnislos: »Aber Sie kriegen doch Novemberhilfe.«

»Für einen Monat«, entgegnete Brönner. »Aber die ganze Branche liegt seit Februar komplett flach.«

Da fuhr die Physikerin Viola Priesemann dazwischen: »Aber dann ist der Lockdown ja nicht das Problem.« Und begann ein Plädoyer für harte Maßnahmen, die Brönner nie infrage gestellt hatte. Es schien, als hätten beide, Braun und Priesemann, ihm überhaupt nicht zugehört. Es geht nicht um das große Ganze, es geht um ihre kleinen

Der Veranstaltungstechniker Steph Wimmer sagt, seine Arbeit würde nicht als solche wahrgenommen, sondern als Hobby. Dabei hatte er 18-Stunden-Tage.



Schaute man auf die Diskussionen im Land, sah man, dass die Kreativen und die meisten restlichen Deutschen auf verschiedenen Planeten leben

Sorgen, die sich aber summieren und das Land etwas angehen, und es geht um Geld, in dem sich ja auch Wertschätzung ausdrückt.

Vielleicht liegt es daran, dass die Branche in dieser Debatte keine laute gemeinsame Stimme findet. Vielleicht aber nimmt man sie einfach nicht ernst. Diese Künstlerinnen und Künstler, in denen wenige auch die Unternehmer sehen.

»Moin!«, ruft Guido Schwalbach ins Telefon, einer von 280 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

der Firma »Beat the Street«. Schwalbach lebt in Kiel, und als der Chef ihn einst anrief, ob er La Brass Banda fahren könne, freute er sich: »Alles Bayern, und ich aus dem Norden, ich dachte gleich, das passt.« Er fährt also den schwarz lackierten Nightliner, macht die Betten, spült das Geschirr und macht Pausen, damit alle aufs Klo können, denn die goldene, unabänderliche Regel im Bus lautet: Keiner erledigt hier sein großes Geschäft. Am 11. März 2020 beorderte ihn sein Chef nach Hause, aus Athen nach Fritzens in Tirol, dem Firmensitz von »Beat the Street«. Sein Zug nach München war voller Ischgl-Heimkehrer. »Die schnieften und schwitzten und sahen total krank aus.« 14 Tage Quarantäne, der erste freie Sommer seit vielen Jahren, endlich mal ausgeschlafen, sagt er, und voller Tatendrang. Aber seinen Bus sah er nicht wieder.

Sein Chef heißt Jörg Philipp, ein Mann, von dem Sepp Kellner sagt, er sei einer der wenigen, die er kenne, die Geld nicht verdoeben habe. Philipps Unternehmen ist viel größer als die Firma La Brass Banda. »Beat the Street« gibt es seit dreißig Jahren, angefangen hat alles, als Jörg Philipp Tourleiter bei Kool & the Gang wurde und einen Bus für eine Italientour aufreiben sollte. Eine Marktlücke! Sein erster Bus, ein Postbus für 10000 Schilling, blieb auf der ersten Tour liegen, heute fahren für ihn in Europa und in den USA 135 schwarz lackierte Doppeldecker mit acht bis 16 Betten, Kaffeeautomat und Playstation. Seine Kundenliste reicht von Coldplay über Neil Young bis zu Slayer, allein unter »The« stehen neben The Cure 41 weitere Bands. Das Jahr sei hart gewesen, sagt

Am Chiemsee spaziergehen, Musik schreiben und Schafe pflegen: Stefan Dettl, Kopf der Band, hat gut zu tun, hofft aber sehr, dass er bald wieder auf die Bühne darf.



Philipp. Aber die Zukunft drohe, härter zu werden. Wenn es im Herbst 2021 nicht weitergehe, werde er sich verschulden müssen. In einem Alter, in dem man dies nur selten tut, und in Zeiten, in denen Risiken unkalkulierbar werden.

»Wir haben schon Katastrophen überlebt«, sagt Philipp, »9/11, den Terrorangriff aufs Bataclan, Mitarbeiter standen im Publikum, der Bus vor der Tür wurde beschossen. Wir haben vor eineinhalb Jahren nach USA expandiert, eine immense Investition, und wir haben bei diesem Risiko oft überlegt: Was kann passieren, sterben womöglich die richtigen Rockstars aus? Werden Konzerttickets zu teuer? Aber auf eine Pandemie ist keiner gekommen.«

Sieben Busse hat er für mobile Schnelltests an der Grenze vermietet, der Rest der mehr als 100 Fahrzeuge steht auf dem Betriebshof, ohne Dach überm Kopf, sie waren ja dafür gedacht, auf der Straße zu sein. Alle zwei Wochen müssen sie bewegt werden. 50 Kilometer fahren, sonst rosten die Bremsen, Umlenkrollen, Standschäden halt. Sich wie Dettl freuen, wenn es weitergeht, und seien es kleine Konzerte, das kann er nicht. Er wird erst einmal eine halbe Million Euro investieren müssen, allein um die Busse flottzukriegen.

In Europa hält Kurzarbeit das Unternehmen am Leben, in den USA gibt es nur Zuschüsse. Er fühle sich verantwortlich für seine Leute, sagt Philipp, er habe trotz dieses schlechten Jahres niemanden entlassen. »Wir waren alle mal jung, mittlerweile haben viele Familie.« Von den großen Künstlern, sagt er, sei er enttäuscht. Herbert Grönemeyer trete zwar in Berlin auf Kundgebungen für die Kultur auf, aber von Musikern und Bands dieser Größenordnung hätte er sich »zumindest einen Fonds für die vielen Techniker, die als Einmann-Unternehmen ihre Familien versorgen müssen, erwartet«. Nena etwa gab im Sommer kleine Konzerte im erlaubten Rahmen, die Einnahmen gingen an ihre Band und Crew.

Auch das ist ein Problem der Branche, zumindest vieler Künstlerinnen und Künstler. Sie sind allzu oft Einzelkämpfer. Solidarität, Gemeinsinn mit den Kollegen – daran fehlt es nicht nur, wenn es darum geht, sich gemeinsam in die politische Debatte einzuschalten.

März 2021, Jochen Sydlik brät in seinem Lager bei Frankfurt für das *SZ-Magazin* Gnocchi mit Gemüse. »Ich hab ja Zeit«, sagt er. »Die Frage ist: Wie lange halte ich noch durch?« Er ist Koch und Caterer, seine Firma heißt »That Food Rocks«, seine Kochkunst ist ein Luxus, den sich La Brass Banda für Band und Crew leistet. Keine Gammelwurst-Semmeln, lieber Gnocchi oder eine andere Sydlik-Zauberei. Nun steht die mobile Küche verpackt in Holzkisten auf Rollen.

Rote lange Haare zum Zopf gebunden, Rauschbart, kleine lustige Augen, das Jeanshemd spannt überm Bauch. Ach ja, erinnert er sich, vor einem Jahr ... Auf seiner Kundenliste stand der Superstar Maluma. 200 Leute, ein dicker Batzen wäre das gewesen. Er kannte Malumas Spezialwünsche schon von früher, etwa eine Flasche Tequila, die im Einkauf 400 Euro kostet, »bis dahin wusste ich gar nicht, dass es so teuren Tequila gibt«. Allein im März 2020 hatte Sydlik mit einem Umsatz von 55 000 Euro gerechnet, als Gewinn geblieben wären ihm davon zehn Prozent, ein guter Monat wäre das gewesen, sind nicht alle so gut, aber dass er mal auf null runterfährt! Er betreibt das Geschäft seit dreißig Jahren, seit vier Jahren als Ein-Mann-GmbH, seit 13 Jahren geht er mit La Brass Banda auf Tour oder kocht auch in ihrer Heimat für sie, wenn sie mal ein paar Tage im Münchner Circus Krone spielen. Er hat für Mario Barth und Hirschhausen gekocht, für Herbie Hancock und die Rolling Stones. Er sagt – wie fast alle in der Crew –, dass das, was er macht, einem Traumjob nahe-

Gar nicht selten hört man in diesen Tagen in der Branche von Leuten, die sich helfen lassen: von Freunden, Geschwistern

komme. Jetzt sei er dabei, seine Altersvorsorge zu verbrauchen, die er mit Verlust aufgelöst habe. Auch er hoffe auf die Novemberhilfe, auf die Dezemberhilfe, auf eine Überbrückung, sein Steuerberater habe das alles beantragt, all die Dinge, die den Künstlern nun tatsächlich eine Hilfe sind, die Regierung hat ihre Nöte erkannt, allein, angekommen sei vier Monate später noch nichts, nur ein Teil der Soforthilfe im ersten Halb-Lockdown. Für den Winter hatte sich Sydlik einen Koch-Job in einem Hotel in Österreich gesucht, Teil der Kalkulation, Minderung des Unternehmerrisikos, aber der fiel in der Pandemie natürlich auch

aus. Er ist keine dreißig mehr, er muss das Lager zahlen, seine Krankenkasse, bald wird er sich ganz was anderes überlegen müssen.

Bloß was? In die Gastronomie flüchten, die zweite Branche, die am Boden liegt? Letzter Ausweg: sich Geld von Freunden leihen. Er wäre damit kein Exot, gar nicht selten hört man das in diesen Tagen in der Branche, sich helfen lassen, von Freunden, von Geschwistern, auch Musiker, die in den Charts waren, nicht ganz oben, aber immerhin. Und ab und an hört man auch von einem, der wieder nach Hause zieht, übelstes Klischee: aus der Freiheit zurück ins Jugendzimmer.

Sydlik lehnt sich an eine der Kisten mit seinem Logo darauf, schaut sich um und sagt: »Das ist eigentlich so ein gutes Konzept.«

Diese Geschichte könnte so weiter und weiter laufen, der Wimmer Steph, Veranstaltungstechniker, Crew-Mitglied der ersten Stunde, der den Laden zusammenhält, auch in der Pandemie mit allen telefoniert, der im »Vereinsheim«, Schwabinger Kultkneipe, wo er nach dem Rechten sieht, am Fenster sitzt und eine raucht und sagt, es sei vor allem das Warten, das ihn schwermütig mache. Dabei habe er eigentlich keinen Grund zur Klage, er komme über die Runden. Früher war er ITler und arbeitete nebenher bei Konzertveranstaltungen. 2009 ging er mit La Brass Banda auf eine kleine Russlandtour, drei Tage und Nächte mit der transsibirischen Eisenbahn, es veränderte sein Leben, »wenn ich weiter IT gemacht hätte, wäre ich dran kaputtgegangen«, sagt er. Jetzt macht er eben wieder IT-Jobs, 1000 Euro am Tag, mehr als doppelt so viel wie oft mit der Musik und, wie er findet, halb so viel wert. »Ist ein tolles Gefühl, 2000 Leute in der Halle, und du bist der, der

am Pult sitzt und den Fader hochschiebt.«

Benjamin Kreckl, wie er zu Hause Kaffee röstet.

Aaron Kiss, der in seinem alten Betrieb einen Jahresvertrag ergattert hat.

Sebastian Poschenrieder, Tourbegleiter, der fürs Gesundheitsamt Leuten hinterhertelefoniert, die Kontakte mit einem Infizierten hatten, gern an Wochenenden, ist er ja gewohnt.

Yves Sauder, Systemtechniker, der es liebt, wenn die Zuschauer-Handys hochgehen, nur weil er das Bühnenlicht veränderte, der nun seinen Meister macht und in einem Elektrobetrieb 450 Euro im Monat nebenbei verdient.

Julia Wyhnaek, Bookerin in der Band-Agentur. Neben der Kurzarbeit jobbt sie in einem Lebensmittelmarkt, »weil ich was zu tun brauche«. Sie sagt, die glücklichen Gesichter auf einem Konzert zu sehen, gibt ihr am meisten. »Das Gefühl

ist mit keinem Geld der Welt zu bezahlen.«

Julietta Würtz, Management, sie war mit in Australien, Thailand und Kambodscha, sie war mit auf Biergartentour, die einzige Frau unter den Männern im Nightliner, jeder hat seine eigene Koje, ist wunderbar, sagt sie. Ihr geht's manchmal besser, manchmal schlechter, »mir fehlt am meisten, dass man gebraucht wird«.

Und die Musiker – Ende März haben sie sich zum ersten Mal wieder getroffen, es war die erste Begegnung seit Oktober.

Im Kleinen geht es nun weiter. Im April fangen sie wieder an zu proben. Mickrige Konzerte sind geplant. Und ein neues Projekt, geboren aus der Krise: ein Yoga-Konzert-Programm. Eigentlich ein Relikt aus alten Zeiten. In ihren Anfangstagen waren sie nach einer Dreiviertelstunde auf der Bühne platt. Also machten

sie eine Pause, eine Viertelstunde und zurück auf die Bühne. In der Kleinkunst ging das. Als aber die Konzerte größer wurden, sagte der Bandleader Stefan Dettl: »Das geht ned, wir müssen 90 Minuten durchspielen wie jede andere Band auch.« Und so haben sie in der Mitte eine ruhige Nummer gespielt, der Bassist hat Atemübungen angeleitet, eigentlich für die Band, aber die Leute haben halt mitgemacht.

Ja, und als es dann im Sommer hieß: Konzerte für 50, 100 Leute sind möglich, fragten sie sich: Was kann man da machen?

Dettl schrieb die Musik um. Ruhiger, symphonischer, sie verstehen ja auch was von Klassik, und sie haben die Band aufgestockt, ein Posaunist vom BR-Sinfonieorchester, auch einer vom Salzburger Festspiel-Orchester. Und sie mieteten im Herbst einfach mal das Festspielhaus in Füssen, sie spielten, ein Yogameister leitete dazu Übungen an.

Jeder auf seiner Yogamatte, verhaftet auf seinem Platz, mit Abstand. Live – das neue Leben in Zeiten der Pandemie. Und die beste Therapie, wenn einem Nähe und Ekstase, Jobs und Sicherheit genommen werden.



GABRIELA HERPELL und
LORENZ WAGNER

haben Mühe, sich an ihr jeweils letztes Konzert zu erinnern. Eine Einladung kam noch von der Band »Hong Kong Jockey Club« für den 12. März 2020, sie versprach »Wein, Vibes und Gesang«. Herpell und Wagner dachten eher an Wein, Virus und Gesang und blieben zu Hause.



BACHMAIR WEISSACH

SPA & RESORT

„GLÜCKSMOMENTE DAUERN BEI UNS
IM SPA & RESORT BACHMAIR WEISSACH AM TEGERNSEE
EINFACH EIN BISSCHEN LÄNGER.“

– Korbinian Kohler, Eigentümer –

RESERVIERUNG@BACHMAIR-WEISSACH.COM | T +49 (0) 8022/278-570 | BACHMAIR-WEISSACH.COM